



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2019

Die Schweiz, ein Alpenparadies?

Kohler, Georg

Abstract: "La Suisse n'existe pas": Vor bald dreissig Jahren sorgte dieser Satz über dem Schweizer Pavillon in Sevilla für verärgerte Reaktionen. Falsch ist er deswegen noch lange nicht

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-196504>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Kohler, Georg. Die Schweiz, ein Alpenparadies? In: Neue Zürcher Zeitung, 26 January 2019, 44-45.

Die Schweiz, ein Alpenparadies?

«La Suisse n'existe pas»: Vor bald dreissig Jahren sorgte dieser Satz über dem Schweizer Pavillon in Sevilla für verärgerte Reaktionen. Falsch ist er deswegen noch lange nicht. Von Georg Kohler

Der berühmte Satz Ernest Renans, der als erster die Schweiz als «Willensnation» identifizierte, ist noch immer zitierfähig: «La Suisse, si bien faite, puisqu'elle a été faite par l'assentiment de ses différentes parties, compte trois ou quatre langues. Il y a dans l'homme quelque chose de supérieur à la langue: c'est la volonté. La volonté de la Suisse d'être unie (...) est un fait bien plus important qu'une similitude souvent obtenue par des vexations.»

Die Einheit der Schweiz als eine politische Einheit sei gewollt, nicht abgeleitet aus ethnischen oder linguistischen Ähnlichkeiten. Sie sei das Resultat aktiver staatsbürgerlicher Gesinnung; einer «natürlichen» Homogenität sei sie nicht zu verdanken. Zweifellos konnten diese Überlegungen schon zu Renans Zeiten als Übertreibung kritisiert werden. Allzu stark verdrängen sie die geschichtlich-strukturellen Kräfte und unpersönlichen Traditionsmächte, die auch im Fall der Schweiz die explizite Bundesstaatsgründung von 1848 (auf die sich Renan bezieht) getragen und ermöglicht haben. Dennoch trifft Renan einen entscheidenden Punkt: Die Schweiz war das Produkt einer Konstruktion, zunächst von Eliten und dann der gesamten Bevölkerung.

Ein singuläres Volk?

Dabei sind allerdings zwei Ursachen wirksam geworden. Zum einen eben die ausdrücklich mobilisierte Bereitschaft, Eigenes ins Werk zu setzen und nicht bloss passiv geschehen zu lassen. Zum anderen war aber gleichermassen das allgemein verbreitete, längst schon entstandene und dem aktiven Tun vorgelagerte gemeinsame Gefühl grundlegend, etwas Besonderes zu sein: ein höchst singuläres Volk in der Welt der Restauration, die nach den revolutionären Stürmen von 1789 und Napoleons schliesslichem Scheitern alles zu beherrschen schien.

Zwei Konzepte, die das Zusammenspiel nationaler Identitätsideen exemplarisch darstellen, sind das «Alpenparadies Schweiz» und der Satz «La Suisse n'existe pas». Der prominent platzierte Spruch Ben Vautiers im Schweizer Pavillon der Weltausstellung von Sevilla (1992) ärgerte erstaunlich viele hiesige Zeitgenossen. Was einen verwundern kann. Vautier hatte ja recht; jedenfalls dann, wenn man den Slogan einigermaßen intelligent interpretiert.

Erstens ist er nichts anderes als die Kurzfassung von Renans Gedanke: Wenn die Schweiz «Willensnation» ist, dann gibt es sie nicht einfach. Sie muss und will – stets wieder von neuem – geschaffen werden, als «tägliches Plebiszit» ihrer Angehörigen, wie es bei Renan heisst. Und zweitens ist genau dies, dass sich die Schweiz durch sich selbst als politische Einheit bestätigen und erneuern muss, der Kern unserer sehr speziellen Volkssouveränität, der (halb) direkten Demokratie. Denn diese ist nicht bloss die zentrale Institution mög-

lichst bürgernaher Selbstbestimmung, sie ist zugleich Ausdruck der notwendigen Zuversicht, dass alle – die Gewinner wie die Verlierer ihrer Entscheidungen – sich am Ende finden und in der Anerkennung ihrer Entscheidungen einigen können. Gelingende Prozesse kontinuierlicher Arbeit, der Veränderung und Anpassung ihrer Gestalt an die politische Umwelt sind die Basisbedingungen ihrer Lebendigkeit.

Doch warum haben das damals (im Jahr der legendären EWR-Abstimmung) so viele Leute nicht erkannt? Weshalb der Ärger? Das hat wohl mit einem kollektiven Selbstgefühl zu tun, das weniger stabil, dafür widersprüchlicher ist, als eigentlich nötig wäre. Wie im Fall nicht weniger anderer Nationen hat auch das helvetische Selbstbewusstsein manchmal die Tendenz, auf der Schaukel zwischen Grössenwahn und Minderwertigkeitskomplex die Balance nicht zu halten.

Die Berg-Schweiz als Realutopie

Wenn man wissen möchte, wie und wann sich ein übergreifendes, nationalpatriotisch ganz und gar positiv besetztes Bild des Schweizer-Seins entwickelt hat, dann kommt man ins 18. Jahrhundert und dort zur Vorstellung eines paradigmatisch gelungenen Menschenschlages. Nach den Inventoren dieses Branding muss man nicht lange suchen. Drei sind allgemein bekannt: der Berner Patrizier Albrecht von Haller, der geniale (und partiell ver-rückte) *citoyen* de Genève Jean-Jacques Rousseau und ebenso der Schwabe Fritz Schiller, der mit seinem Schauspiel von 1804 den «Tell» zum strahlenden Symbol eidgenössischer Unbeugsamkeit erhob.

Dass Haller die «Alpen» geschrieben und damit europaweit Furore gemacht hat, ist uns aus vergangenen Schulstun-

Die Schweiz war das Produkt einer Konstruktion.



Wo Mensch und Tier hintreten, erweitern sie die Grenzen ihrer Welt.

den noch irgendwie bekannt. Doch was er mit diesem Text tatsächlich auslöste, ist so instruktiv und munter wie von Peter von Matt in seinem «Kalb vor der Gotthardpost» noch nie dargelegt worden: «Kein Werk der Schweizer Literatur hat auf die europäische Zivilisation so mächtig eingewirkt wie das Gedicht «Die Alpen» des einundzwanzigjährigen Berner Naturwissenschaftlers Albrecht von Haller. Unter fürchterlichen Anstrengungen hat er Vers um Vers erarbeitet. Vom Dichter, der im Rausch der Inspiration seine Verse aufs Papier wirft, war er so weit entfernt wie ein Holzflöter von einem Flötenspieler.»

«Aus milden Mutterhänden»

«Die Alpen» aus dem Jahr 1729 sind wahrhaftig eine anstrengende Angelegenheit. Doch ihre An- und Aussichten erfüllten tiefe Bedürfnisse der Epoche. Um es noch einmal mit von Matt zu sagen: «Haller's Gedicht rückte vor aller Augen nichts anderes als die reale Existenz des Goldenen Zeitalters in den Schweizer Bergen. (...) Jedermann konnte hingehen, (um) die ideale menschliche Gesellschaft (zu sehen).» Das mindestens war das Versprechen seiner als ethnologisch-geografische Dokumentation angelegten Schilderung von Landschaft und Sitten im alpinen Herz Europas.

Doch was machte dies – natürlich höchst idealisierte – Muster einer überschaubar einfachen, anti-urbanen Lebenswelt attraktiv – und so interessant, dass darüber die wirklichen Verhältnisse weitgehend vergessen werden konnten?

Ganz einfach ist die Antwort nicht, obwohl die Erklärung simpel ist. Die Kombination von karger, unbestechlicher Bergwelt, ländlich-einfacher Lebensweise, wo man klug ohne Verstellung und menschlich ohne Bosheit ist, wo – so Haller – «Freyheit dem Volk aus milden Mut-

ter-Händen mit immer gleichem Mass Vergnügen, Ruh und Müß» zuteilt, diese Bilder evokierten wunderbar-rettende Gegenstellungen zu einer Zivilisation, die sich selber als zunehmend misslungen und falsch empfand.

Um diesen Befund zu begründen, müsste allerdings noch viel mehr erläutert werden: der müde gewordene Geist einer an ihrem Zustand zweifelnden Generation, deren Vorgänger sich noch stolz im Prozess aufgeklärten Fortschritts begriffen hatten; die Tatsache, dass solche Anfechtungen eigentlich nur das Privileg schmaler, aber einflussreicher Oberschichten und ihrer intellektuellen Stichtwortgeber sein konnten (weitaus die meisten Menschen lebten ja unter Bedingungen, die Lesen – und erst recht «Alpen»-Lektüren – zum sinnlosen Luxusgut machten); der Wunsch von verwöhnten Höflingen, sich einmal (und sei es nur virtuell) in einer Umgebung bewähren zu können, die nicht unablässig Verstellung und Kalkulation, Witterung für wechselnde Machtverhältnisse und die Beherrschung absurder sozialer Feinheiten verlangte – und so weiter. All dies macht erst plausibel, weshalb Haller's mühsames Lehrgedicht in den tonangebenden Schichten solch gewaltigen Widerhall auslösen konnte und unser Land sich als real existierendes Alpenparadies ins gesamteuropäische Bewusstsein – und allmählich auch ins binnenhelvetische – einzuschreiben vermochte.

Rousseaus Superlativ

Einer der wirkungsreichsten Geister der Epoche war Jean-Jacques Rousseau, dessen Schriften die Natur und das, was er als natürliche Existenzform verstand, als Massstab des Wahren und Guten preis; für das individuelle Leben ebenso wie für die politische Ordnung eines Volkes. Und in beiden Perspektiven war es der Blick in die Berge, der seine Ideen anschaulich machte.

So schreibt er seinen radikal gegenwarts-kritischen Traktat über den «Gesellschaftsvertrag» geleitet von der mythopoetischen Projektion einer eidgenössischen Landsgemeinde: «Wenn man sieht, wie bei dem glücklichsten Volk der Welt eine Schar von Bauern die Staatsgeschäfte unter einer Eiche erledigt und dabei mit grosser Weisheit zu Werke geht, kann man da umhin, das Raffinement anderer Nationen zu verachten, die sich mit einer Fülle von Kunst und Geheimnistuerei, berühmt und elend machen?»

Rousseau war der grösste Propagandist dessen, was als «heile Schweiz» das Land verklärt. Er bezieht sich dabei sowohl auf talgenossenschaftliche Traditionen wie er in der «Nouvelle Héloïse» – einem Superbestseller des Jahrhun-

Rousseau war der grösste Propagandist dessen, was als «heile Schweiz» das Land verklärt.

Die Ängstlichen tun so, als wären sie stark

Nur wer kein Selbstbewusstsein hat, der klammert sich an den Fetisch Identität. Es ist die Strategie von Verlierern. Von Herfried Münkler

«Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Also werden wir erst.» Der berühmte Anfang von Ernst Blochs «Tübinger Einleitung in die Philosophie» ist zentral auf die Frage nach Identität gerichtet. Hier geht es um mehr als die blosser Identifizierung von etwas als einer bestimmten Sache oder von jemandem als eben dieser Person anhand von Merkmalen und Kennzeichen.

Fast jeder Kriminalfilm beginnt mit einer solchen Identifizierung. Zu diesem Zweck werden Angehörige bemüht, und wenn die nicht weiterhelfen, tut dies die Zahnstanzanalyse des zuletzt behandelnden Arztes. Die Identität eines Menschen wird durch Rückgriff auf das ermittelt, was von ihm oder anderen am wenigsten manipuliert werden kann.

Das hat Bloch freilich nicht gemeint, als er schrieb: weil wir uns nicht hätten, würden wir erst werden. Reflexive Identität ist eine Bewusstseinsfrage. Ich bin – aber welches Bewusstsein habe ich von mir? Der Begriff des Selbstbewusstseins bringt dieses Problem in seiner ganzen Doppeldeutigkeit besser als die Rede von Identität zum Ausdruck: Es bezeichnet einerseits das Bewusstsein meiner selbst, und es steht zugleich für die Haltung, die ich zu mir selbst einnehme, wenn ich in Kontakt mit anderen bin, ob ich selbstbewusst auftrete oder nicht.

Nationalismus und Patriotismus

Wenn von Identität in kulturellen, sozialen und politischen Zusammenhängen die Rede ist, geht es in letztgenanntem Sinn um Selbstbewusstsein als Selbstbehauptung. Deswegen ist hier nicht die Unkenntnis einer Sache oder Person der Gegenbegriff zu Identität, wie das bei einer Identifizierung der Fall ist, sondern es geht um den Verlust von Identität.

Es geht darum, sich im Fluss der Zeit als derselbe zu empfinden, es geht um Besonderheit und Besonderung und um die Befürchtung, im allgemeinen Einerlei zu verschwinden. Das also ist die erste Beobachtung: Wenn in der Politik zurzeit von Identität die Rede ist, zielt dies nicht auf Selbstbewusstsein, sondern auf Bedrohtheitsempfindungen. Nicht Stolz, sondern Angst steht hinter der gegenwärtigen Konjunktur des Identitätsbegriffs.

In politischen Debatten geht es freilich selten um das «Ich», sondern zumeist um das «Wir». Individuelle Identitätsentwürfe sind im liberalen Rechtsstaat der politischen Verfügung entzogen; die Politik ist vielmehr dazu verpflichtet, individuelle Identität zu schützen bzw. ihr Werden zu ermöglichen.

Umso intensiver drehen sich politische Debatten um die kollektive Identität, also um das Selbstbewusstsein, das

Nicht Stolz, sondern Angst steht hinter der Konjunktur des Identitätsbegriffs.

der Einzelne erborgt, wenn er sich als Teil eines grösseren Ganzen empfindet und dessen Glanz und Ehre auf sich überträgt. Dabei kann es sich um eine blosser Ergänzung handeln, zum Beispiel in dem Sinn, dass man neben dem, was man als Individuum ist und von mir hält, auch noch Bürger einer Stadt, einer Nation, einer Konfession oder was auch immer ist.

Eine solche Addition der Identitäten ist politisch unproblematisch. Ganz anders ist das indes dort, wo die kollektive Identität zur Kompensation individueller Defizite wird, wo die Menschen sich bei der Gemeinschaft borgen, was ihnen als Person abgeht. Hier bekommt die Politik in ihrer Rolle als Wahrer und Mehrerer der kollektiven Identität Zugriff auf das Selbstbewusstsein der Einzelnen. Und diese wiederum wenden sich an die Politik, dass sie etwas für den Fortbestand der Gemeinschaft tue, der sie ihr individuelles Selbstwertgefühl verdanken.

Wo das der Fall ist, werden die Grenzlinien der liberalen Ordnung durchlässig, und der patriotische Stolz schlägt leicht in die nationalistische Herabsetzung aller Anderen um, gegen die sich die Wir-Gemeinschaft absetzt. Die Identität des Kollektivs wird zum Fetisch.

Seit den Anfängen der wissenschaftlichen Ethnografie haben die Kulturwissenschaften sich Gedanken über Fetischisierungen gemacht. Da ist zunächst der Umstand, dass einem Gegenstand übernatürliche Kräfte und Fähigkeiten zugesprochen bzw. in einem rituellen Akt auf ihn übertragen werden. Der Gegenstand wird mystifiziert; er enthält von nun an ein Geheimnis, über das nicht gesprochen werden darf. Es ist tabu.

Wer das Tabu bricht, gefährdet die Kraft des Fetischs und damit den, der sich auf ihn verlässt. Im Fetisch machen sich der Einzelne wie die Gemeinschaft von einem äusserlichen Ding abhängig, das zum Garant ihres Selbstbewusstseins und Selbstvertrauens wird. Nicht sie selbst, sondern der Fetisch spendet die Kraft, die für die Bewältigung gegenwärtiger und zukünftiger Aufgaben und Herausforderungen vonnöten ist.

Blockiertes Werden

Das Selbstbewusstsein wird hier also entäussert und tritt denen, die es eigentlich aus sich heraus haben sollten, als eine fremde Macht gegenüber. Sie wissen nicht um ihre eigenen Fähigkeiten und schreiben diese einem blossen Ding zu.

Der Fetisch ist das Zeichen ihres fehlenden oder unaufgeklärten Selbstbewusstseins. Indem das Wir, von dem Bloch gesprochen hat, vergegenständlicht wird, wird sein Werden blockiert: Es ist ja schon da und muss bewahrt und verteidigt werden. Die im Fetisch aufbewahrte Vergangenheit duldet keine Auseinandersetzung mit der Zukunft. Die im Fetisch gebannte Vergangenheit stellt die Gemeinschaft in den Bann des Vergangenen. So wird der Fetisch zum Garant immerwährender Traditionalität. Modernität ist erst möglich, wenn die Fetische entmystifiziert sind.

Das Bemühen um ein gegenwartsbezogenes Selbstbewusstsein und das Vertrauen auf einen Fetisch stehen also im Widerspruch zueinander.

Unter der Überschrift der Entzauberung haben die Theoretiker einer aufgeklärten Moderne die Auflösung des Fetischs und die Bewusstwerdung der Einzelnen wie der Gemeinschaften über ihre Kräfte und Fähigkeiten beschrieben. Der geschichtstheoretische Begriff des Fortschritts wurde in eine enge Verbindung zur Überwindung der mystifizierten Entäusserungen gestellt.

Die Beschreibung der Fetischpraktiken durch europäische Ethnografen war von diesem Bewusstsein geprägt: Die Forscher kamen aus einer Welt, die den

Bann der Fetischisierung gebrochen hatte. Haben wir es, wenn wir jetzt die Fetischisierung nationaler, abendländischer oder christlicher Identitäten beobachten, also mit einer grossen Regression zu tun? Einer Flucht in den Fetisch aus Angst vor der Gegenwart und ihren Herausforderungen?

Das Narrativ als Fetisch

Aber handelt es sich bei dem, was als kollektive Identität beschworen wird, überhaupt um einen Fetisch im oben beschriebenen Sinn? Immerhin geht es ja nicht um einen materiellen Gegenstand, von dem wunderartige Kräfte erwartet

Manche beschwören die Vergangenheit, weil sie sich die Zukunft nicht zutrauen.

werden, sondern um eine bestimmte Erzählung von der Herkunft einer Gemeinschaft, ihrer Geschichte, ihren Leistungen und Fähigkeiten, Siege und Niederlagen, den herausragenden Personen, und all das wird miteinander zu einer Eigenschaft verbunden, an der jeder der Gemeinschaft Angehörige auf irgendeine Weise teilhat. Es ist mithin ein Äusseres, wenngleich kein Gegenstand, sondern bloss eine grosse Erzählung, die hier zum Spender von Selbstbewusstsein wird.

Solche Erzählungen sind potenzielle Fetische der Vergangenheit, hinter denen sich die Gegenwärtigen verbergen, weil sie Zweifel haben, ob sie den Herausforderungen des Tages gewachsen sind. Es gibt freilich auch Geschichtserzählungen, die Zutrauen und Zuversicht darauf vermitteln, dass das, was vor einem liegt, ebenso bewältigt werden könne, wie frühere Generationen mit ihren Herausforderungen fertig geworden sind. In diesem Fall gibt es keinen Grund, von einer Fetischisierung des Vergangenen, der Herkunft, einstiger kultureller Leistungen oder auch militärischer Grosstaten zu sprechen.

Aber die Grenze zum Fetisch einer geschichtsverbürgten Kollektividentität ist schnell überschritten, und das ist vorzugsweise dann der Fall, wenn diese Identität von Politikern beschworen wird. Dann wird sie zum Schutzschild gegen Wandel und Veränderung, Innovation und Zukunftsvertrauen.

Hier wird Vergangenheit beschworen, weil man sich Zukunft nicht zutraut. Oder in anderen Worten: In der modernen Welt sind Fetischisierungen die Strategien von Verlierern.

Herfried Münkler ist Professor für Theorie der Politik am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin. Zuletzt ist bei Rowohlt sein Buch «Der Dreissigjährige Krieg. Europäische Katastrophe, deutsches Trauma 1618–1648» erschienen.



CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

derts – die moralisch unbeschädigte, lyrisch-gefühlstarke Seite natürlicher Empfindungen allein auf dem Boden von Schweizer Seen- und Alpenlandschaften aufblühen lässt. Freilich wechselte er dabei allzu sehr seine Sehnsuchtswelt mit der damaligen Wirklichkeit – und besonders mit der helvetischen: 1762 verbrennt die Republik Genf feierlich seine berühmtesten Bücher. Die Realitäten der aristokratisch-patrizisch dominierten Städte des Landes demontierten das übermässig geschönte Bild seines Berg- und Bauernparadieses.

Wunschbilder

Als Quintessenz der Besinnung auf die Genese eines unsere Gegenwart noch immer berührenden Modells taugen diese Feststellungen aber nicht. Denn erstens ist nicht alles pure Einbildung, worauf es sich stützt. Die antifeudal-genossenschaftlichen Elemente des kleinräumig verwurzelten schweizerischen Staatsverständnisses sind (rechts-)geschichtlich gut beglaubigte Fakten. Und zweitens erfasst Rousseaus Prinzip, wonach die menschliche Natur nicht als solche schlecht ist, wohl aber die sie prägenden sozialen Verhältnisse es sein können, eine Einsicht, die für jede liberal-aufklärerische Philosophie unverlierbar geworden ist.

Die Dokumente des 18. Jahrhunderts über das «Alpenparadies» sind Träger jener überschüssenden Wunschbilder, die stets auftauchen, wenn es um anspruchsvolle Orientierung geht – und so zugleich Wegweiser zu möglichen Chancen. Sie verlangen für sich selber, was sie günstigstenfalls lehren: den guten Umgang mit Ambivalenz.

Was einen letzten Hinweis erlaubt auf Schiller und seinen «Tell». Dies oft verkante Stück ist, genau betrachtet, ein grandioses Drama über die Zweideutigkeit des Politischen und der Politik. Nicht zufällig erscheint der anarchisch-stolze

Eigenbrötler Tell nicht auf dem Rütli, und nicht umsonst konterkariert Schiller seinen Freiheitshelden durch Parricida, den unselig-eigennütigen Mörder eines legitimen Herrschers.

Umgang mit Ambivalenz ist entscheidend für individuelle wie für kollektive Selbsterhaltung. Und auch Gemeinschaften können nicht überleben ohne positive Identitätsentwürfe. Aber sie scheitern, wenn es nicht gelingt, Selbstbild und Umwelt einander anzupassen. Eben diesen Sachverhalt meint Vautiers Spruch.

«La Suisse n'existe pas» macht klar, dass der uns noch immer berührende Mythos vom «glücklichsten Volk auf Erden» nur dann nicht zum Opiat wird, wenn er daran erinnert, dass Leben auf der Höhe der eigenen Zeit – im «Alpenparadies» – in erster Linie Auseinandersetzung mit der immer wieder sich erneuernden Wirklichkeit ist. Das Gesetz der Evolution heisst Anpassung. Realitätsgehorsam und bürger-schaftliches Freiheitsbewusstsein schliessen sich nicht aus.

Die Erfolgsgeschichte des Landes und seiner einzigartigen Volksherrschaft ist dafür das beste Beispiel. Auch wenn das grösste Ambivalenzproblem der Gegenwart in der Zumutung besteht, die nationalstaatlichen Besonderheiten mit den Notwendigkeiten supranationaler Verhältnisse zu vermitteln, ist nicht zu vermuten, dass dadurch die Schweiz und ihre Demokratie untergehen.

Mit Tell, dem Solitär – das wusste sein Autor –, war der tragfähige Bund nicht zu schliessen. Das nötige Gespür für das sinnvoll Mögliche und endlich Fällige fand die richtigen Leute und den Weg zum Rütli dennoch.

Georg Kohler lehrte politische Philosophie an der Universität Zürich. 2010 ist bei NZZ Libro sein Buch «Bürgertugend und Willensnation. Über den Gemeinsinn und die Schweiz» erschienen.